

mäßig etwas Zitronensaft hinzu, um den Wohlgeschmack zu erhöhen.

Auch Milch und Eier geben einen feinen Punsch. Bei uns zu Lande sind die Eierpunsche den Milchpunschen vorgezogen. 1/2 Liter Weizen, 1/2 Liter Wasser, 1/2 Liter Arrak, 1 Pfund Zucker, der Saft von 2 Zitronen, 5 ganze Eier und zwei Messerfüllen voll Mehl werden miteinander gemischt und beim Erhitzen mit dem Schaumbesen geschlagen, bis die Masse sämig wird.

Aber auch ohne Alkohol gibt es einen guten Eierpunsch. Zu je 1/2 Liter Apfelsaft oder weichen Johannisbeersaft braucht man 1 frisches Ei. Man kocht 3-4 Nelken in 1/2 Liter Wasser auf und brüht mit diesem Wasser Tee auf. Dann läßt man darin 100 g Zucker zergehen, mischt den Saft von 2 Zitronen und eine flache Johannisbeersaft dazu. Inzwischen hat man die Eier mit dem Schaumbesen geschlagen, gleißt die Flüssigkeit vorsichtig dazu und schlägt es über dem Feuer bis der Schaum sich hebt. Dann nimmt man den Topf ab, schlägt noch ein wenig weiter und gibt ein paar Tropfen Preiselbeer- oder Brombeersaft dazu.

Aus diesen Zutaten kann man sogar einen Punsch herstellen, der gefroren wird und einen willkommenen Nachtisch zum Festmahl bietet. In diesen kalten Tagen aber halten wir es lieber mit einem warmen Punsch.

Uffe von Hanstein.

Salzmandeln für Silvester. Süße Mandeln werden in heißem Wasser gebrüht und abgeseigt, auf einem Teller mit Speisöl übergeben einige Stunden so stehen gelassen, dann auf ein Backblech gelegt, goldgelb geröstet (der Backofen muß vorgewärmt sein) und dann mit Salz bestreut, das auf dem Ofen selbsthaftet.

Salzstangen werden folgendermaßen zubereitet: Ein viertel Pfund Butter, die gleiche Menge Mehl und ein viertel Pfund trockene geriebene Kartoffeln (es ist das meist nur eine sehr große Kartoffel) werden gut verarbeitet, in kleine Stangen gerollt, fingerlang geschnitten, mit Ei bestrichen, mit Kümmel und Salz bestreut, und im Backofen dunkelgelb gebacken. Sie bilden ein sehr gutes Teegebäck, schmecken jedoch frisch und warm bedeutend besser als nach dem Erkalten.

Hauswirtschaften der vollste Frauenberuf von heute

Je klarer heute die Notwendigkeit an alle herantritt, die Zeitfragen aus theoretischer Problematik zu lösen, je fester wird die Erkenntnis, daß eins nottut: Tat.

Damit geschieht ein Abweichen vom Gestrern, das die ältere Generation den Jungen als Undankbarkeit gegen ihre Schrittmacherinnen vorwirft. Jede Entfaltung erweist revolutionäre Gefühle, so empfindet auch die Jugend, daß ihr die Frauenbewegung heute nichts Positives an neuen Lebenswerten zu bieten vermag, nicht nur, weil die Auswertung der für die Frau freigemachten Berufe z. T. an sich illusorisch geworden ist durch die Notzeit, sondern auch, weil sie den Abschuß der Frauenbewegung im Ziel der allgemeinen Gleichheit erreicht sieht, und das geschärfte Aktivitätsbedürfnis nicht auf der Basis des Gestrern bestehen kann, sondern die Zukunft aus ihrem Blickwinkel, d. h. von ihren Zukunftsnotwendigkeiten aus betrachtet. Das hat mit Undankbarkeit nichts zu tun. Keine Generation will in ihrer Entwicklung gehemmt werden und die jüngere Generation baut ihr Zukunftsvertrauen auf anderen, selbst erworbenen Erfahrungsfähigkeiten auf, als ihre Schrittmacherinnen.

Die Heutigen müssen die tatsächlichen Lebens- und Berufsmöglichkeiten zuerst in Rechnung stellen, wenn sie unproduktiven Ausbildungsstellen entgegen wollen. Dies möchten kühle, sachliche Denken an Geld ist eine faktische Notwendigkeit für den, der an eine neue Zukunft glaubt, denn die Theorie von Ausbildungsmöglichkeit und ihre tatsächliche Auswertbarkeit muß beachtet werden, weil die Gestaltung der kommenden Lebensform durch die Stellungnahme der Frau mitbestimmt wird. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die berufliche Gleichheitslage der Geschlechter erschüttert ist und die Frau, und auch gegen ihren Willen, immer mehr zu den ihr wesenseigenen Arbeitsgezeiten zurückgegriffen wird.

Die praktische Hausfrau ist heute pflichtüberlastet, denn sie muß in vielen Fällen, bei kleinstem Einkommen, dieses Wenige auf Pflanzlichte, zum Nutzen der Familie, einteilen. Und es sind nicht nur Rechenkünftliche, die die Hausfrau machen muß, sondern sie muß auch hauswirtschaftlich können, muß intensive Aus-

Gelöbnis

Bisher unveröffentlichte Dichtung aus dem Nachlaß von Otto Ernst.

Wenn du mir je ein tiefes Weh bereitest, Ich weiß es wohl, du meinst es immer gut; Und nimmst mich in deiner Liebe Zauber ein, Die treu gehegte, heilig stille Gut.

Du wiegst mich bald in süße Träume wieder, Hüfst mich in deiner Liebe Zauber ein, Und sagen wird es dir mein selig Schweigen: Es soll vergeben und vergessen sein.

Wenn ich dir je ein tiefes Weh bereite, Du weihst es wohl, ich hab' es nicht gewollt, Und bald wird mich aus meinem Bahn erwecken

Die stille Träne, welche dir entrollt. Ich will nicht ruhen, bis ich dir mit Freude Vergolten, was du trugst in stummer Pein, Und fühlst du wieder meine ganze Liebe, Laß es vergeben und vergessen sein.



wirtschaft treiben, durch Wählen und Herstellen gesundheitsfördernder Speisen bei Mindestauslagen. Ebenso muß Kleidung und Erziehung ausschließlich Nutzungsstandpunkt (nicht vom gesellschaftlichen oder theoretischen) betrachtet werden. In diesen Fällen muß die Frau dabei auch praktisch eine vermehrte Arbeitslast (bei vermindertem oder keinem Personal) auf sich nehmen. Und es gehört viel Tapferkeit und Kraft dazu, den vielseitigen Anforderungen gerecht zu werden.

Aber die Frau von heute weiß, worum es geht, und ihr letzter ausmehbarer Arbeitswert gilt der Erhaltung der Familie, dafür steht sich auch ein großer Teil der jüngeren Frauengeneration ein, in Erkenntnis, daß in Notzeiten wie heute, Hauswirtschaften können unter allen Frauenberufen an erster Stelle steht.

Schladör.

Praktische Winke

Wenn Speisen nach dem Abkühlen nicht ganz luftdicht abgeschlossene sind, finden die Fliegen, die einen sehr feinen Geruchssinn besitzen und durch die engsten Spalten dringen, leicht Zugang zu ihnen.

Darum auf gut passende Deckel achten und auf taubellos schließende Türen des Vorratschranks.

Wenn Spiegel- und Segele auf zu großer Flamme bereitet werden, werden sie auf der unteren Seite schnell hart und zäh, bleiben aber oben noch roh.

Darum solche Eier stets vorsichtig in die Pfanne laufen lassen, so daß das Eiweiß nicht verbrätet wird, und nun bei mäßiger Hitze gar, aber nicht übermäßig fest werden lassen.

Wenn Mehl in der bekannten Weise mit einem Löffel angerührt wird, gibt es häufig auch beim vorsichtigen tropfenweisen Zugießen des Wassers die unangenehmen Klumpen.

Darum benutze man eine breite Küchengabel, gebe Mehl und Wasser zusammen in einen tiefen Teller oder in eine kleine Schüssel und schlage nun wie Eiweiß — es wird ganz schnell taubellos glatt.

Wenn Milch in schädlichen Töpfen oder nicht taubellos reinen Töpfen gekocht wird, brennt sie leicht an, auch in solchen Töpfen, in denen das Anbrennen schon einmal passiert ist.

Darum nur Kochtöpfe benutzen, die frei von Rissen und Sprüngen und peinlich sauber sind. Der Topf, in dem die Milch einmal anbrennt, muß mit heißem Sodawasser ausgekocht werden.

Vom Leid

Fragest du den Menschen nach Wünschen für sein Leben, würde stets Reichtum, Vergnügen, befriedigter Ehrgeiz die Antwort sein. Keiner wünscht Leid und Kampf. Und beides macht doch erst den wirklichen Wert des menschlichen Daseins aus.

Man sollte menschliches Leid nicht untereinander abwägen. Was dem einen leicht überwindlich, bedeutet dem anderen das schwerste Schicksal seines Lebens.

Es ruht ein Segen auf dem Leide, denn von ihm führt ein gerader Weg zur inneren Reife.

Wie bereitet man seine Silvesterpfannkuchen?

100 Gramm Mehl, 30 Gramm Hefe und etwas lauwarme Milch werden zu einem Geseiteig angefeigt. Inzwischen rührt man ein gutes Viertel Pfund Butter schaumig, fügt 60 Gramm Zucker, das Abgeriebene von einer Zitrone, ein paar geriebene Mandeln, eine Prise Salz und ein Pfund Mehl bei. Zwei Eigelb und zwei ganze Eier müssen ebenfalls hinzugegeben werden. Das Geseiteig wird nun mit hinzugegeben und man bearbeitet es so lange, bis es Blasen schlägt und gut verrührt ist. Dann wird es zum Garen an einen warmen Ort gelegt. Zu diesem Zweck soll man es mit einem warmen Tuch bedecken. Ist es hochgegangen, so werden runde Teigstücke ausgekneten, mit verdickener Konfitüre gefüllt — am besten sind Kirschen, Aprikosen, Ananas- und Erdbeergelee geeignet —, läßt es noch einmal gehen (diesmal dauert es bloß 25 Minuten) und bakt in gutem Fett oder reiner Butter, die man mit Margarine streicht, aus. Nach dem Baden fogleich durch Ruderzucker ziehen. Die hier angegebenen Menge ergibt etwa 40 Stück. Man kann also, wenn es genügt, die halbe Portion bereiten.

Gute Ratschläge

Kerzenenden kann man restlos verwenden, wenn man in die Leuchteröffnung etwas Stanniol legt. Dieses brennt nicht, läßt sich gut formen, gibt einer dünnen Kerze Halt und sieht als Lichtmanschette nett und sauber aus.

Ein gutes Silberputzmittel ist die weiche Asche von verbranntem Papier, ebenso wie Zigarren- und Zigarettenasche. Mit weidem Lappen abgerieben, erhält das Silber einen schönen Glanz.

Eiweiß läßt sich verwenden zum Kleben einer zerfetzten Buch- oder Notenseite, ferner um kleine Stüchchen, die von den Möbelen abgesprungen sind, wieder anzukleben.

Farbe und Teer entfernt man von den Händen, indem man sie mit Butter oder Schmalz einreibt.

Walnussflecken in Leinen. Walnussflecken entfernt man aus Leinen mit Wasserstoffsuperoxyd. Nach dem Kochen der Wäsche taucht man die betreffenden Stellen in eine Lösung aus Wasserstoff, Wasser und Salmiakgeist. Man trocknet in freier Luft und wäscht erst dann mit klarem Wasser nach.

Kaffeeschalen auf zarten Geweben sind zu entfernen, indem man die Flecke mit Glycerin leicht bürstet, dann in lauwarmem Wasser spült und sie linksseitig bügelt.

Von der Wahrheit

Ein innerlich wahrhaftiger Mensch bleibt vor allem bewahrt, weil ihn das Bewußtsein, eine begangene Schuld doch eingestehen, vor ihrer Ausübung zurückhält.

Wenn Wahrheit brutal ist, ist es besser zu schweigen.

Zwischen den Zeiten bringt das neue Dabeim (68. Jahrgang Nr. 13) noch einmal einen weihnachtlichen Klang. Von Goethes letztem Christfest berichtet Friedrich Richter. Wie drei Soldaten das Weihnachtswunder fanden, erzählt eine Novelle von Wilhelm Heibach. Indisches Spielzeug zeigt Dr. O. A. Erich. Eine Plauderei „Der Kirchenrat“ von Professor Hans Giese gibt Erinnerungen aus einer kleinsten Residenz wieder. Das Frauenabweim bringt die Rezepte neuer Abendbrotgerichte für die Weihnachtsabende und für Silvester. Der Aufsatz „Ein deutscher Mann und Künstler“ würdigt den jüngst verstorbenen Maler, Zeichner und Radierer Rudolf Schiefl. Einen „Querschnitt durch Südamerika“ gibt in Wort und Bild Karl Strebel. Ein weiterer Beitrag führt uns in die Reichsdruckerei, „wo die Notverordnungen gedruckt werden“. Wieder enthält das Dabeim eine wertvolle ganzseitige Kunstbeilage und Textbilder, einen Abschnitt des abenteuerlichen Zeitromans „Minister in Torri“ von Hans W. Land, Gedichte, Rätsel, den unersetzten Dabeimzeitiger mit seinem bekannten Stellenmarkt und vieles mehr.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlaß: P. A. Sang, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 50

Altena, den 29. Dezember

1931

Die Frau in unserer wirtschaftlichen und sozialen Krise

Von Ministerialdirektor Prof. Dr. Dr. F. Zahner-München, Präsident des Bayerischen Statistischen Landesamts.

Die ganze Welt steht in einer außerordentlich schweren wirtschaftlichen und sozialen Krise. Im Unterschied von früher geht es dabei nicht mehr nur um die materielle und gesundheitliche Befriedigung der wirtschaftlich Schwächeren. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß unser gesamtes Volk in wirtschaftlicher, sittlicher, geistiger Dasein gefährdet ist, daß wir vor einer ersten Wirtschaftskrise und Kulturwende stehen.

Welche Rolle spielt die Frau in dieser Krise? Eine paßlose, insofern sie unter gewissen Erscheinungen der Krise ganz besonders zu leiden hat, eine aktive, insofern gerade sie in vieler Hinsicht berufen ist, zur Milderung und Überwindung der Krise zu helfen.

Was die wirtschaftliche Krise betrifft, so leidet die Frau durch die tatsächliche Arbeitslosigkeit, der auch die weibliche Erwerbstätigkeit verfallen ist. Noch mehr fällt ins Gewicht, daß gegen die berufliche Tätigkeit der Frau mehr als in normalen Zeiten die öffentliche Meinung sich wendet, namentlich gegen die verheiratete berufstätige Frau. Tatsächlich ist die weibliche Erwerbstätigkeit für eine Reihe von Wirtschaftszweigen unentbehrlich, sie wird durch die im allgemeinen geringere Entlohnung der Frauenarbeit gegenüber der Männerarbeit noch begünstigt. Bei der Berufstätigkeit der Ehefrau handelt es sich vielfach um notwendige Beschäftigung von Ergänzungseinkommen. Für die Erleichterung des Arbeitsmarktes kommt eigentlich nur ein kleines Häuflein verheirateter Beamtinnen in Betracht, deren Abbau unter dem Gesichtspunkt des Doppelverdienens arbeitsmarktpolitisch wenig ausmacht, immerhin ist eine Regelung der Frage im Sinne des jüngst vom Reichstag beschlossenen Gesetzentwurfs erwünscht. Ganz besonders hat unter der Wirtschaftskrise, unter der Arbeitslosigkeit und der damit verbundenen Einkommensdrückung die nicht erwerbstätige Frau, die Hausfrau zu leiden; trotz des gehürzten Wirtschaftsgeldes soll sie die Lebenshaltung ihrer Familie noch einigermaßen aufrecht erhalten.

Aktiv hat die Frau hier nach zwei Richtungen wichtige Aufgaben nach der privatwirtschaftlichen und nach der volkswirtschaftlichen. Privatwirtschaftlich muß sie auf wirtschaftliche Verwendung des geschrumpften Familieneinkommens Bedacht nehmen. Zu dem Zweck sind ihr gediegene Haushaltskenntnisse heute nötiger denn je. Deshalb steht auch der gutgeführte Hausfrauenberuf gegenwärtig hoch im Kurs, die gebotene Umsicht und Sparsamkeit werden von der Ehefrau weit besser wahrgenommen als von einer fremden, bezahlten, wenn auch noch so guten Hilfskraft, der ja das unmittelbare Interesse an Ersparnissen fehlt.

Volkswirtschaftlich ist die Frau, die 80 v. H. aller Einkünfte tätigt, durch deren Hände mithin 80 v. H. des gesamten Volkseinkommens gehen, dazu berufen, das geschrumpfte Volkseinkommen auf dem Wege über den Konsum in richtige Kanäle zu lenken. Insbesondere muß sie bei Kauf der Waren, soweit Preise und Qualität gleichwertig sind, inländische Waren bevorzugen zur Stärkung des Binnenmarktes, zur Hebung der Rentabilität weiterer Wirtschaftskreise, zur Verminderung unserer Arbeitslosigkeit; das Beispiel des Auslandes ist ein Grund mehr, daß unsere Hausfrauenwelt die Bestrebungen der „Deutschen Woche“ als Fernvermöge fördert. Den Preisabbau kann und soll die kaufende Frau durch Weibung bestimmter Waren durch Forderung bestimmter

Waren unterstützen. Soweit aber eine Preislenkung Platz gegriffen hat, ist eine zu große Zurückhaltung zu vermeiden, damit nicht unnötig die Handelsumfrage sich weiter verringert und die Unkosten steigen. Besonders notwendig ist ihre verständnisvolle Mithilfe bei der jetzt im Gang befindlichen Preislenkungsaktion des Reichspreiskommissars.

Auch die soziale Krise hat eine Reihe von Fragen mit sich gebracht, an denen die Frau passiv und aktiv beteiligt ist. Aus den einschlägigen aktuellen Frauenproblemen sei nur herausgegriffen die durch den Frauenüberfluß erhöhte Ehelosigkeit und Erwerbstätigkeit der Frau in ihrer sozialen Auswirkung, andererseits die gefährdete seelische Mütterlichkeit.

Die erhöhte weibliche Erwerbstätigkeit — als Folge der verschlechterten Heiratsaussichten, der Verarmung weiterer Volkskreise, als Folge des Verlangens der Frau nach größerer wirtschaftlicher Unabhängigkeit vom Manne und von den Eltern, als Folge des Wunsches von Frauen und Mädchen auch nach geistiger Betätigung — ist nicht nur vom Standpunkt der Gesundheit der Frau und damit von dem der Volksgesundheit wenig erfreulich, sondern auch im Hinblick auf die Stellung der Frau zu ihrer Familie, ihrem Haushalt, zu ihren Kindern. Ein ganzliches Fernhalten der Frau aus dem Erwerbsleben kann trotzdem derzeit nicht in Frage kommen. Hinsichtlich der verheirateten Frauen mag dies bei Beförderung des allgemeinen Volkswohlstandes in Erwägung gezogen werden. Die unverheirateten oder verwitweten Frauen sind möglichst nach den eigentlichen weiblichen Berufen zu lenken, wo sie größere innere Befriedigung finden als in den sogenannten Männerberufen. Die Ausbildung zur weiblichen Berufstätigkeit soll auf Befähigung für gelehrte Berufe abzielen, daneben aber eine gute hauswirtschaftliche Schulung nicht vernachlässigen und auch der weiblichen Gesundheit und Seelenart Rechnung tragen. Zu warnen ist vor einer überhöhten intellektuellen Ausbildung.

Zur Sozialpolitik und Sozialhygiene, die nach wie vor auf genügenden Schutz der Frauenarbeit, auf Milderung der aus der weiblichen Erwerbsarbeit sich ergebenden Schäden Bedacht nehmen muß, hat noch eine zielbewusste Familienpolitik im Interesse der kinderreichen Familien hinzuzukommen. Diese sind anerkanntermaßen der physisch und physisch wertvollste Teil des Volkes, verbürgen in erster Linie Erhaltung und Fortbestand von Volk und Staat; leider werden sie unter dem sich vorwärtrenden Zweig, Ein-, Einkinder-System immer seltener. Eine Stärkung dieser „Kinderreichen“ hat in dreifacher Richtung die Familienpolitik zu verfolgen: durch bestmögliche Gesundheits- und Erziehungsfürsorge, durch planmäßige wirtschaftliche Fürsorge, durch Hebung der sittlichen Verwertung der Familie. Bei den einschlägigen Maßnahmen und Aktionen ist die sinnvolle Mitwirkung der Frau unverzichtbar für den Erfolg der hygienischen, wirtschaftlichen und sozialen Familienpolitik.

„Der Geist ist es, der sich den Körper baut“ gilt auch noch in anderer Richtung. Wenn die jegliche Flucht vor der körperlichen Mütterlichkeit mit ihren letzten Grund hat in einer gewissen gesuchten Vermännlichung der weiblichen Psyche und in der dabei unterdrückten Bereitschaft zur weiblichen Mütterlichkeit, so muß um so mehr für Beachtung und Pflege der seelischen Qualität der Frau, der seelischen Mütterlichkeit, der Mütterlichkeit geschehen.

Diese echte Mütterlichkeit hilft nicht nur beim Wiederaufbau der Familie und bei der angelegten der Schematisierung, Mechanisierung, Entpersönlichung. Kollektivierung der Arbeit bedarf notwendigsten individuellen Gestaltung des Familienlebens. Sie sichert ebenso den Erfolg der gemeinnützigen Tätigkeit der Frau (die Mütter geben unserem Geiste Wärme, die

Väter nicht). Denn die Frau findet dank ihres vorzüglichen Einfühlungsvermögens leichter Verständnis für Notwendigkeit und Möglichkeit der Fürsorge, für den richtigen Geist bei den Geben und bei den Nehmen, sie kann auch zur Verbreitung der Erkenntnis von der gegenseitigen Schicksalsverbundenheit der Berufs- und sozialen Klassen, von der Schicksalsverbundenheit von Stadt und Land, Nord und Süd gute Dienste leisten, auf daß an Stelle der — die innere Kraft des Volkes so schwächenden — Gruppen- und Parteigeistes der Gemeinschaftsgeist, der Gemeinheitsgeist, die „Volksgemeinschaft der Tat zur Geltung kommen kann.

Und wie zur sozialen Befriedigung der großen Volksfamilie, ist zur internationalen Befriedigung der Völker die mütterliche Eigenart der Frau außerordentlich wertvoll. Was schon bisher seitens der Frauen in internationalen Vereinen im Interesse des Weltfriedens und der internationalen Abrüstung geschehen, muß von diesen Fachleuten des Friedens fortgesetzt werden, damit unsere internationalen nationalen Beziehungen endlich vom teufelhaften Gift des gegenseitigen Mißtrauens erlöst werden.

Diese hohe Kulturmission der Frau in der Familie, in der Volksfamilie, in der Völkerfamilie kann die Frau nur erfüllen, wenn sie wirklich auch Frau bleibt. Nur echtem Frauentum ist möglich, was Helene Lange verlangte, eine Synthese seelischer Produktivität der Frau und geistiger Schöpferkraft des Mannes, eine Synthese der aus mütterlichem Empfinden quellenden Menschenliebe und der intellektuellen Mächte zu schaffen. Wohl dem Volke, bei dem Männer wahre Männer, aber auch Frauen wahre Frauen sind!

Armut und Reichtum ...

Wir leben in einer Zeit so voller Krisen und Nöte, daß man annehmen sollte, jeder einzelne unter uns hätte Verständnis für die Sorgen und Leiden, unter denen der andere leidet. Es scheint aber doch, als geht unendlich vielen Menschen diese Fähigkeit ab. Immer wieder kann man drauhen im öffentlichen Leben sich davon überzeugen, wie wenig Takt oftmals Menschenhänden besitzen, Hergegenstände nämlich ihren lieben Nächsten gegenüber.

Zwei Damen sitzen mir gegenüber in der Straßenbahn. Neben mir sitzt eine Frau, der man die früheren „besseren Zeiten“ anseht, jetzt aber Armut, Entfaltung, Drüben: „Es hat wirklich keinen Zweck, billiges Zeug zu kaufen, das Teuerste ist wahrhaftig immer das Billigste. Ich kaufe nur das Beste vom Besten.“ Restlose Bestätigung dieser Weisheit seitens der anderen Dame. Die Frau neben mir hört es. Aber die beiden eifrigen Erzählerinnen merken nichts davon, daß neben ihnen Armut, die auch einmal Reichtum gewesen, bitter leidet. Ein andermal. Ein junges Mädchen „futtert“ während etwa zwanzig Haltestellen ein Viertelpfund Pralinen mit Singabe. Ihre lebhaften Blicke streifen verlobten die Umstehenden und scheinen doch den blassen kleinen Jungen zu überleben, der mit großen, ungläubigen Augen zu ihr hintritt, ab und zu den Blick zur Mutter neben sich erhebt, als müße die Rat wissen. Aber der zuckt vielleicht das Herz, weil sie ihrem Vaten nicht mal genügend Semmel zum Sattwerden kaufen kann.

Täglich können wir, wenn wir mit offenen Augen durchs Leben gehen, ähnliche Situationen erleben. Hier ist's eine Verkäuferin, die nervös wird, weil die Käuferin sich nicht für den teureren Stoff trotz aller Empfehlungen entscheiden kann — was wissen denn Verkäuferinnen oft von den Sorgen einer kleinen

Die Krippe im Ahnensaal

Eine Weihnachtserzählung von Felix Leo Göckeritz

Metallen sang und klang der Schnee unter den müden Schritten des alten Barons. Die Nacht war schon herabgefallen, aber die Millionen Schneeflocken, die das Land einhüllten, schimmerten und flimmerten im Widerschein des Mondes, der hell und klar am Himmel stand, und vom Tale herauf grüßten zum Vergnügen zahllose stille warme Weihnachtlichter aus den schmalen Fenstern der kleinen Hütten.

Der Baron stieß mit einem harten Druck den Krüchstock in die vereisten Bohlen der alten Zugbrücke und verließ den Schritt. Ueber die verschneiten Zinnen und Erker seiner Burg glitt sein Blick, und wenn Augen hätten streicheln können, so hätten die seinen jezt das liebe alte Gemäuer kofend umfassen, das seine Welt gewesen war vom ersten Atemzuge an, die Heimat derer von Nochnitz seit sechs Jahrhunderten, Schutz und Trutzburg des deutschen Mutterbodens gegen fremdes Gefindel.

Ein gequältes Stöhnen entrang sich der alten Brust: und nun war das alles vorbei! In drei Tagen würde man den alten Krüchstock fester in die Hand nehmen und mit der alten Lebenskameradin in die Welt hinauswandern, irgendwohin, bis man am Straßrande liegen blieb — heruntergeworfen von der Scholle der Väter, für die man mit zusammengewachsenen Zähnen gearbeitet und gehungert hatte. Jenseits ein polnischer Graf würde in die Burg der Väter einziehen, die man vor dem Hammer nicht hatte bewahren können.

Nicht hatte bewahren können? Eine tiefe Furche zog sich durch das harte kühne Gesicht. Vielleicht hätte man sie bewahren können, wenn man der Stimme des Blutes untreu geworden wäre, wie es Margret, die einzige Tochter, getan, die Rechte deren von Nochnitz, welche die Burg der Ähnen verlassen und einen Bürgerlichen geheiratet hatte. Der Schneesturm der letzten Adventstage verwehte die Fugen eines Briefes, den man zornig aus dem Fenster gemorren, eines Briefes, in dem die Tochter ihre Sühne angeboten ...

Aus dem Tale herauf klang das silberne Geläute eines Schillens und weckte den einsamen Mann aus schmerzlichen Sinnen. Mit einer herrlichen Gebärde wies er die auf ihn eintürmenden Gedanken von sich, und plötzlich trat ein nehmütiges Lächeln auf seine Lippen: Einmal war es noch Weihnachten geworden in seinem Dorfe! Heute stand er noch als Herr auf der Scholle der Väter. Mit dem letzten Knechte hatte er in der Furchung die Tannen gefällt, die man selber von Haus zu Haus getragen. Mit den letzten Großen waren die Kerzen gekauft, und was seine Kintie die letzten Tage erreichen konnte, das war als Weihnachtsbraten in die Sütter der alten treuen Menschen gewandert. Wie ihm die Leute, Tränen in den Augen, die

Hand geküßt, da hatte er noch einmal die feste Verbundenheit von Burg und Dorf empfunden. Seine Christbäume strahlten da drunten im Dorfe, und wenn man für sich selbst auch keinen mehr behalten hatte, so würde man eben beim Klang der Christglöckchen den alten treuen Lebenskameraden bei der Hand nehmen und ihn hinaufführen auf den verschneiten Burgwart und sich unter den Christbaum stellen, den der alte deutsche Herrgott da oben angebrannt hatte am unendlichen Sternendome!

Den ganzen Tag war der Baron unterwegs gewesen. Nun beehrte er sich, zu der greisen Lebensgefährtin zurückzukehren, die man an diesem letzten Heiligabend allein gelassen hatte in der Einsamkeit der alten Burg.

Wilde stieß er das Portal auf und ging mit gesenktem Haupte über die Diele. Da schreite ihm plötzlich ein Frauenruf auf: „Hans Joachim!“, und zwei freudegitternde alte Arme umschlangen seinen Hals: „Hans Joachim, nun ist es doch noch Weihnachten für uns geworden!“

Er stich beruhigend, sanft kofend wie in jungen Jahren mit der von harter Arbeit schwer gemordenen Hand über den silbernen Scheitel der geliebten Frau und sah den schimmernden Weihnachtsglanz in dem von heiligen Tränen nicht zu trüben Blick. Er mußte sich den Wandel nicht zu deuten, aber er ließ sich worlos von den Frauenhänden die breite Treppe hinaufziehen in den Burgsaal, und wie sich die Tür weit vor ihm öffnete, strahlte ihm licht und hell der Kergenglanz eines schlanken Weihnachtsbaumes entgegen, daß ihn der helle Schein blendete und er die an die Nacht gewöhnten Augen schließen mußte.

Aber die lieben Frauenhände gaben nicht nach. Sie zogen ihn auch mit geschlossenen Augen weiter, und wie Nochnitz den Blick wieder öffnete, stand er vor einer Wiege. In schneigenen Kisseln lag ein kleines, rosiges Menschenkind und schlief mit geballten Fäustchen. Der Goldschimmer der Weihnachtskerzen legte um sein samtene Köpfchen einen flimmernden Heiligenschein ...

Ganz still, verständnislos stand der Baron und blickte auf das Wunder binab, das er nicht zu berühren wagte, sah nicht den alten Burgsaal mit den stolzen Ahnenbildern. Der flimmernde Kergenglanz mochte und wollte um ihn und ließ das uralte Bild der Krippe mit dem Kindlein vor ihm stehen, daß er ganz leise niederlank vor der Wiege und seine alten Lippen behutend auf die rosigen Fingerringen des schlummernden Kindes legte.

Ganz still, verständnislos stand der Baron und blickte auf das Wunder binab, das er nicht zu berühren wagte, sah nicht den alten Burgsaal mit den stolzen Ahnenbildern. Der flimmernde Kergenglanz mochte und wollte um ihn und ließ das uralte Bild der Krippe mit dem Kindlein vor ihm stehen, daß er ganz leise niederlank vor der Wiege und seine alten Lippen behutend auf die rosigen Fingerringen des schlummernden Kindes legte.

Aus einer Ecke des Saales aber rief ihn eine wohlbekannte, einst so geliebte Stimme an. Mit weichen, bittenden Klängen, daß er dem heimlichen Ziehen nicht zu widerstehen vermochte. Aus weißen Kisseln streckte sich ihm eine weiße Frauenhand entgegen, und das

schmale Antlitz Margarets lächelte ihm kraßlos, aber von seliger Freude übertrahlt zu.

Der Baron beugte sich tief über die schmale Frauenhand. Der Anblick seines Kindes ließ ihn für Augenblicke Dauer alles vergessen, und schon klang wieder Margarets Stimme, die einmals glöckchenhell wie heimliches Frühlingsläuten den Burgsaal erfüllte: „Vater, selbst meine schwerste Stunde hat mich nicht abhalten können, heute zu Euch zu eilen. Daß Dir unser Kindlein sagen, was ich Dir zu sagen zu schwach bin!“

Der Arm seiner alten Lebensgefährtin legte sich behutend um seine Schulter, daß er das angestaut schlagende Mutterherz an seiner Seite verpürte. Ein silberner Scheitel schmiegte sich an seine Wange, als wollte er für die Tochter bitten, die tapfer weiter sprach: „Es ist ein Christkindlein, Vater, und Christkindern darf man ein Weihnachtsgeschenk nicht abschlagen. Mein Walter, der drüben im Jagdzimmer auf Dich wartet, hat heute für unsern Jungen die alte Burg zurückgekauft, damit nie ein Fremder in sie einziehe, und Ihr sollt sie behalten, solange Ihr lebt.“

Nichts anderes wurde ihr zur Antwort als ein so jäher, ein so krampfhafter Sändebdruck, daß sie nur mühsam einen leisen Schmerzensschrei unterdrücken konnte. Mit einem Ruck hatte sich der Baron erhoben und schritt wortlos zur Tür, aber ein Schwanken ging durch seine aufrechte Gestalt, und durch einen Schleier hindurch verschwammen ihm die blinkenden Kerzen des Weihnachtsbaumes ...

„Och ihm nach!“ fluchte Margarets Stimme, aber leis und sanft legte sich die weiße Mutterhand auf ihre heißen Wangen: „Wir müßten ihn jezt allein lassen, Margret. Frauen dürfen nicht sehen, daß Männer weinen.“

Als die Glocken vom Tal heraufklangen und durch die verschneite Weihnacht auch und brausen ihre Botchaft in den kergenghellen Burgsaal trugen, hatte der alte Baron selbst das weiße Bündel aus der Wiege in die Arme der holdselig lächelnden Mutter gelegt und ließ die Hand von Frau und Schwiegerohn ergreifen. Drunten im Hofe sangen die Dorfkiner ein Weihnachtslied. „Stille Nacht, Heilige Nacht ...“ klang es herauf zu den mit verhaltenem Atem lauschenden Menschen, um welche die milde Wärme der knisternden Weihnachtskerzen flutete. Da schritt der alte Baron hinüber zu dem Stammbaum mit leiser Hand der Erkennend und zeichnete mit fester Hand ein neues Blatt ein in das Jahrhunderte reiche Gerank. „Wir Menschen müssen erkennen“, sagte er dabei mit verhaltener Stimme, „daß sich ewig im Wandel der Zeit die Begriffe ändern. Alles überlebt sich, Neues steht auf. Aber eines bleibt ewig gleich und ewig neu — die Liebe, die uns einst in Bethlehem geboren ward!“

reichen Mutter — dort prahlte ein Vater mit der neuen Stellung seines Sohnes, in der er so und soviel verdient, ohne zu merken, daß um ihn herum vielleicht Stellungenlose stüben, die, ach, schon mit einem ganz geringen Einkommen zufrieden wären. Es gibt immer noch Reichtum heute — denn darauf kommt es hier an — Reichtum, der hart an der bittersten Armut vorbeigeht, ohne sie zu schauen.

Es ist ja in den meisten Fällen nichts anderes als Gedankenlosigkeit, die sich offenbart. Man ist so sehr mit sich selber, mit seinen eigenen Interessen beschäftigt, daß man alles um sich herum überhört. Aber diese Gedankenlosigkeit muß dem ändern als Herzenskälte, als grenzenlose Rücksichtslosigkeit erscheinen. Wo immer heute der Ueberfluß dem Mangel begegnet — und das geschieht täglich — da sollte er seine Hand öffnen zum Einberden der Not, oder aber — sich nicht in so unverschämter Weise neben ihnen offenbaren. Es macht aus der äußeren Not des andern eine seelische, die viel mehr tut als jene.

Mehr Herzensstark, mehr Einfühlung in die Not der Zeit, das ist das mindeste, das einer dem andern schuldig ist, will er all das Herzleid, das uns auf Schritt und Tritt entgegensteht, nicht noch vergrößern.

L. Wagner.

Ja früher!

Meine sehr verehrten Damen in den Biergärten und in den Kneipen! Erlauben Sie mir, daß ich einen Brief an Sie schreibe, einen sogenannten „offenen Brief“. Ich bin ungefähr in Ihrem Alter, und man weiß, Altersgenossen verstehen einander! Darf ich

also offen sein? Wir sind ja alle zusammen in der gleichen Lage, ähnliche Schicksale verbinden uns. Wir haben unsere Jungfrauenzeit und viele von uns auch unsere Jungfrauenzeit in den letzten Jahren vor dem Kriege verlebt und damals hatten wir es gut, sehr gut! Falls wir so „müdig“ gewesen waren, nach der Schulentlassung uns sogar beruflich ausbilden zu lassen, so war das damals in der Hälfte der Zeit gegen heute abzumachen gewesen, und alle Welt hatte uns „getrostet“: warten Sie nur ab, Sie heiraten ja doch! Und so war es auch gekommen, eine Aussteuer und selbstverständlich auch eine Wohnung war beschafft worden, und wenn man in der ersten Zeit, um allein zu sein, statt ein Mädchen zu mieten, sich mit einer Aufwärterin behelft, so wurde man von einigen wenigen bewundert, von dem größten Teil der Bekannten aber gesellschaftlich nicht für ganz voll angesehen. Also mietete man eins, tat nur ganz leichte Hausarbeit, stückte und ging spazieren. Ja, man hatte es gut früher!

Aber darf man darum so einseitig an früher hängen? Sich so mangelhaft auf die Gegenwart einstellen, wie Sie es tun, meine Dame? Darf man darum so viel klagen und stöhnen über die neuerfindenden ungewohnten Bürden, darf man sich so ganz dem Guten, dem Fortschrittlichen verschließen, das auch die neue Zeit gebracht hat?

Viele von uns haben alles verloren, was sie einst besaßen, Vermögen, gesellschaftliche Stellung, alles das, was ihnen noch heute das Leben erträglich zu machen und entbehrlich zu machen fehlte, alles — bis auf eines, das Standesbewußtsein!

Seinen Stand kann und soll man hochhalten, aber nicht seiner eingebildeten Rechte, sondern seiner Pflichten wegen, denn Standesrechte — das muß jeder, der an jenem — „ach früher“ hängt, sich klarmachen, die gibt es heute nicht mehr.

Es gibt nur noch das Recht auf Arbeit, und nicht vor jenen Menschen hat man, wie das früher war, Hochachtung, die nicht zu arbeiten brauchen, sondern vor jenen, die den Sinn der gegenwärtigen Zeit begriffen haben und keinerlei Arbeit scheuen.

Klagen Sie also nicht jenem überholten „früher“ nach, suchen Sie Arbeit, suchen Sie ganz einfach Geldverdienst, werden Sie — wenn Sie keine eigentliche Berufsausbildung genossen, dafür aber Hausführung gelernt haben, werden Sie „Lady Help“! Gebildete Aufwärterinnen! Unzählige Haushaltungen warten auf Ihre besehenden Hände, auf Ihren Sparfameleitsinn, Ihre Mütterlichkeit und Erfahrung. Freilich: früher hätten Sie so etwas nicht „gebraucht“, aber die Zeiten von früher sind vorbei, und nur mer die Gegenwart versteht und nützt, versteht den Sinn des Lebens, und das kann man auch als reiferer, alternber Mensch.

Charlotte Kühl.

Von den zwölf Nächten

Die trübselige Zeit des Jahres veranderten die alten Deutschen in eine solche der Freude. Lust und Leid paarten sich beim Julest, das sie um die Zeit der Winterkonnende begingen, den Seelen der Abgeschiedenen zum Gedächtnis, gleichzeitig aber auch dem nun wieder steigenden Jahre zur Begrüßung. Gelage, Nummernsäng, Umzüge umrahmten die feierlichen

Opferhandlungen, und den Beschluß der heiligen zwölf Nächte, die dem eigentlichen Festjubiläum vorangingen, bildete Botans Brautfahrt. Zu vor aber hatte der Sturm- und Totengott Gewalt über die Erde; das Sonnenrad stand still. Und darum mußte auch in menschlichen Arbeitsstätten Ruhe herrschen. Keine Wäsche ließ die Hausfrau in der heiligen Zeit waschen, kein Spinrad blieb während der „Zwölfen“ in Gang. Frida oder Bertha, die Spinnerin mit dem goldenen Rocken, nach dem noch immer bei den nördlichen Völkern ein Sternbild heißt, ging um und sah nach dem Rechten. Später übernahm die Jungfrau Marie oder auch die heilige Lucia diese Aufsicht; denn heilig blieben die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Epiphania auch, nachdem das Christentum die alten Heidengötter entthront und den 6. Januar zum Gedenktag der Taufe Christi, auch zum Dreikönigstag erhoben hatte. Aber noch immer leben Erinnerungen an die germanischen Götter fort, ohne daß das Volk sich dessen bewußt ist. In manchen Gegenden magt man in den Zwölfen keine Hüllensrüchte zu essen; sie galten als Lieblingspeise der alten Göttermutter. Vielleicht hat heute auch ursprünglich irgend ein Zusammenhang zwischen dieser ihrer Vorliebe und dem Bohnenfeste, das später in Frankreich, England und Deutschland am Epiphantage begangen wurde. Die in einen Kuch eingebundene Bohne spielte dabei eine Rolle; wer sie in dem zugeteilten Stück fand, wurde Bohnenkönig, ein lustiges Amt, das im Sinne der nun einsetzenden Fastenzeit gehandhabt sein sollte. — Aber der neue Gehalt der Festzeit verlangte neben Umzügen, Nummernsäng und ausgelassenen Spielen auch noch andere Schaustellungen. Man sollte an die Erzählung des Neuen Testaments erinnern, und so kamen schon früh die Dreikönigs spiele auf, die sich in manchen Gegenden bis auf unsere Zeit erhalten haben. Gepukte Knaben zogen am Epiphantage als „Sternfinger“ von Haus zu Haus, erbitten kleine Gaben, treiben auch allerhand Späße mit den Erwachsenen, denen sie ihre Glückwünsche aussagen. Diese Kinderumzüge sollen in früheren Jahrhunderten zum ersten in Ueberrum ausgearbeitet sein, die kirchlichen Funktionen in parodistischen Weise nachgeahmt haben, so daß die Geistlichkeit daran Vergnügen nahm. Aber zeitweilige Verbote haben den alten Brauch ebensowenig ausgerottet, wie die Erinnerung an die alten Götter, die noch immer als „wildes Geer“, als Fexen und Kobolde in manchen Köpfen herumspuken, so daß der Landmann, um sie zu bannen, am Dreikönigstage Weinberg und Felder mit Weihrauch besprengt, den Sprengel über der hohen Stange mitten in der freien Natur aufrichtet; — zugleich ein gutes Mittel, um allerhand geflügelte Rostgänger von seinen Acken fernzuhalten.

Wie feiern wir dieses Neujahr?

Die Propheten für das neue Jahr sprechen von viel Kummer, Kampf und Katastrophen. Wir haben weder die Kraft noch den Mut, auch nicht die Einsicht, ihnen zu widersprechen. Aber die Neujahrsnacht steht über unseren Häusern groß und klar und sterndurchleuchtet und heißt, daß man sie feiere. Die sprachlichen Kerzen des diesjährigen Christbaumes sind schon weit heruntergebrannt. Mit ihnen ist die geringe Fähigkeit zur Freude zusammen geschmolzen und man an ihrer Stelle blickt, ist bange Erwartung. Die wenigsten werden in diesem Jahr den Mut und die Stimmung für die sonst an der Jahreswende übliche laute Fröhlichkeit aufbringen.

Und doch ist kleinmütiges Verzagen der beste Weg, um den üblichen Vorzeichen des kommenden Jahres die Möglichkeit zu geben, Wirklichkeit zu werden. Vor der deutschen Hausfrau steht die Notwendigkeit, den Neujahrsabend so zu gestalten, daß er den Jahren nicht ein dunkles Tor in bedenkliche Ungewißheit, vielmehr eine Stunde der Hoffnung, der Lebensbejahung, der Zuversicht wird. Das ist eine schwere Aufgabe. Viel hängt dabei von ihrer Persönlichkeit ab und davon, ob sie vermocht hat, der Entwicklung, dem Erleben der Jahre über das Jahr nachzugehen.

Wie man praktisch den Silvesterabend verbringt, läßt sich schwer raten. Es ist zu sehr Einstellung und Eignungsache. Wenn man ihn in einem Lokal außerhalb des vielleicht beengenden und bedrückenden Heimes begehen will und die Mittel dazu noch hat, hilft man den vielen Gewerbetreibenden, die ein Interesse am Verdienst der auf die Neujahrsfeiern eingestellten Gastbeister haben. — Gute Freunde, die ihre Sorgen, aber auch ihre Hoffnungen zu denen des engsten Familienkreises tragen, können die Stunden um die Jahreswende begehen, vielleicht feiern helfen. Einer großen Anzahl von Menschen bietet das

Die Braut

Wie silberweiße Wolken
Am Frühlingshimmel wehn,
Nacht sie in weißem Kleide
Aus zart gebauchter Seide
Und magt nicht aufzuhehn.

Ein reizender Gedanke
Das ganze Menschenkind:
Sie weiß es, daß die Zeiten
Der Mädchenheiterkeiten
Vergangen sind.

Es winken neue Pfade
Zu Dasein und Geschied:
Hinter dem Vorhang breiten
Sich tausend Möglichkeiten, —
Sie senkt den Blick.

Gans Bethge.

Gotteshaus Zuflucht vor der Unruhe des eigenen Herzens. Wesentlich ist nur, daß alle die vielen kleinen Gemeinschaften, die dieses Neujahr miteinander feiern, eine Hand finden, unter der sie sich fügen können, bei aller Unsicherheit, bei allem Bedrückteinen einen Menschen, der ein gleichmäßiges freundliches Lächeln bewahrt, keine Maske, ein Lächeln, in dem Zuversicht wohnt und Vertrauen. Woher nimmt aber die von den Selterverhältnissen mit am stärksten bedrückte Hausfrau die Kraft, sich so zu geben, so zu sein?

Sie nimmt sie aus der Tatsache, daß ihr als einziger unter vielen, die die Not unserer Wirtschaft zwingt, unfreiwillig zu feiern, etwas Kostliches blieb: Die Tat. Ihr Wirken, ihre Arbeit, ihre Fürsorge, können nie „abgebaut“ werden, können nie entbehrt werden. Sie ist mit ihrem Schaffen lebensnotwendig. Und so sehr ihre Arbeit auch droht, ihr über den Kopf zu wachsen, so sehr ist sie doch dazu angetan, ihr Selbstbewußtsein und Kraft zu geben, die wohl oder übel auch für die anderen mit ausreichen müssen.

Das Neujahrfeiern ist heuer nicht leicht. Immerhin: Das Dunkel vor uns ist Ungewißheit und birgt tausend Möglichkeiten, allem Zagen und Zweifel zum Trotz auch Möglichkeiten zu neuen gangbaren Wegen, zu neuer Zuversicht, zu neuen Freuden. Wir wollen und müssen daran glauben. Und helfen dabei soll uns die deutsche Hausfrau!

M. E. Thronow.

Punsch

„Aller guten Dinge sind drei“, sagt man gewöhnlich. Aber die fünf ist auch nicht zu verachten, besonders wenn sie ihr segensreiches Wirken mit dem Sanskritwort Panischa (fünf), auf europäisch: Punsch, umschreibt. Fünf Bestandteile nämlich muß dieses Getränk enthalten, das im 17. Jahrhundert von den Engländern nach Europa gebracht wurde.

Der Originalpunsch bestand aus heißem Wasser, Tee, Arrak und Zitronensaft und Zucker. Für den, der es nachahmen will, seien auch hier die Maße gegeben. Man braucht ½ Liter Tee, ¼ Liter Wasser, den Saft von zwei Zitronen und 450 Gr. Zucker zu ein Achtel Liter Arrak. Man läßt den Zucker in Wasser auflösen, mischt dann den Zitronensaft darunter, den Tee und den Arrak, läßt gut ziehen und gibt das Getränk vor dem Anrichten durch ein Sieb. Zur Bereitung des Tees verwendet man 1 ½ Teelöffel einer guten Sorte.

An der Wasserrente fand man jedoch, daß man das Wasser besser durch Alkohol ersetzen könnte und dort wurde aus diesem Punsch bald ein Wein- oder gar Sektunsch. Als ausgezeichnetes Getränk preist man uns die Mischung von 1 Liter Bordeauxwein, ¼ Liter Arrak, dem Saft einer Zitrone, 200 g Zucker und einem Liter schwachen Tee. Die Mischung wird bis zum Kochen erhitzt, darf aber ja nicht kochen, da sonst der Alkoholgehalt herabgesetzt würde.

Ja, selbst der Tee enthält noch zu viel Wasser und darum schaltet man ihn unter Umständen auch aus. Man mischt eine Flasche Mostwein mit 1 ½ Pfund weißem Zucker, dem Saft von drei Apfelsinen, mischt einige Erdbeeren oder einige Pfirsiche darunter und läßt es 4—5 Stunden stehen. Danach wird die Flüssigkeit durchgeseiht mit drei Flaschen Mostwein, ¼ Flasche Brandy und ½ Flasche Sekt vermischt, man rührt den Punsch gut um und füllt ihn in Karaffen oder Flaschen.

Nach diesem dänischen Rezept darf der Punsch nicht erhitzt werden, der Alkohol entweicht sonst. Es ist wirklich eine Mischung für starke Trinker und würde sich wohl kaum für unsern familiärlchen eignen.

Es geht nämlich auch ganz ohne Alkohol. 2 Liter dünner Tee werden mit 2 Liter Brombeersaft gemischt, man würzt die Flüssigkeit mit dem Saft einer Zitrone, süßt etwas nach und erhitzt sie unter Zugabe von ein paar Nelken und ein Stückchen Zimt. Der Punsch soll aber nicht kochen, da der Geschmack des Fruchtstoffes darunter leidet.

Früchte oder Fruchtstift werden sehr häufig zur Bereitung von Punsch verwendet. Da gibt es einen Ananaspunsch: ¼ Ananas wird in Scheiben geschnitten und muß mit ¼ Flasche Arrak ausgehen, dann läßt man 375 g Zucker kochen, gibt 3 Flaschen Weißwein dazu, läßt einmal aufkochen und gießt es über die Ananas. Man läßt die Mischung einen Tag stehen und gibt den Punsch dann ohne Ananasscheiben zu Tisch.

Aus Apfelsinen braut man einen warmen Punsch. Die Schalen von drei Apfelsinen und 1 Zitrone werden auf Zucker aberrieben. Der Zucker wird dann im Saft von 6 Apfelsinen und 2 Zitronen aufgelöst, dazu kommen 1 ½ Flaschen Weißwein, ¼ Flasche Rum und 1 Liter kochendes Wasser. Man kann auch noch ein Päckchen Vanillezucker dazu geben. Schließlich erhitzt man den Punsch mit 1 Pfund Zucker und trinkt ihn kalt. Er darf aber nicht kochen.

Eigentlich ist es jedoch schade, den köstlichen Fruchtstift durch Zugabe von Alkohol zu verderben. Besser eignet sich daher der Apfelsinenpunsch ohne Alkohol. 3 Apfelsinen werden in Scheiben geschnitten, mit dem Saft von 2 Zitronen übergossen und tüchtig eingezuckert. Man läßt sie ½ Stunde stehen, gibt dann 2 Liter heißen Tee dazu und etwas feingehackte Zitronen- oder Apfelsinschale, nötigenfalls muß man noch nachschmecken. Dieser Punsch kann auch kalt getrunken werden. Durch Zugabe von 1 oder 2 Flaschen Selterwasser wird er besonders schmackhaft.

Außer den frischen Früchten bieten sich auch die alkoholfreien Fruchtstäfte zur Herstellung schmackhafter Pünche an. Zu einem echten Punsch gehören stets fünf Bestandteile, es kommt aber nicht darauf an, ob er warm oder kalt getrunken werden soll. Ein Punsch bleibt auch Punsch, wenn er kalt gereicht wird. Der Brombeerpunsch gehört zu den schmackhaftesten Getränken, die wir auf die Tafel bringen können. Man mischt zur Hälfte Brombeersaft Apfelsaft und gibt dazu Zucker, Nelken und Zimt. Der Brombeersaft wird mit Zucker erhitzt. Man kann kein genaues Maß angeben, weil ja der Saft verschieden süß ist. Zur Punschbereitung eignet sich am besten der saft ungefüllte auf kaltem Wege gewonnene Fruchtstift, wie er jezt so häufig in den Handel kommt. Wenn der Zucker fast geschmolzen ist, kommt die Beigabe von Zimt und Nelken und dann der Apfelsaft. Die klaren durchsichtigen Saftsorten sind am vorteilhaftesten. Das Getränk wird heiß gereicht, soll aber nicht kochen. Holunder- und Johannisbeersaft geben auch einen guten Grundstock. Wenn man Kirchschaft zum Mischen benutzen will, so gibt man zweck-

An erster Stelle des Januarhefts der „neuen Linie“ steht ein Aufsatz von Hanns Jöbst über „Die deutsche Alpenregion“ mit herrlichen winterrlichen Fotos aus Bayern und Tirol. — Dem Beginn des Goethejahres trägt „die neue Linie“ durch einen eigenartigen Aufsatz Rechnung, in dem die italienischen Landschaftszeichnungen Goethes mit modernen Fotografien konfrontiert werden. — Eine humorvolle Novelle hat der Dichter Ernst Westert beigeleuert. — In ihrem Wohnungs- teil zeigt „die neue Linie“ zwei Häuschen für 10 bis 14000 Mark und für die Frau von heute „das Zimmer der Dame“ an Stelle des veralteten Boudoirs. — Die kritische Seite ist diesmal der Beschäftigung mit dem Kleistpreisträger Erik Regier und Öden von Soroth gewidmet. — Der erweiterte praktische Reisetel der „neuen Linie“, seit dem Eingang des Reiseführers der DWA dem deutschen Reisepublikum ein zuverlässiger Berater, bringt billige und billige Winterportreifen nach Bayern und Tirol. — Der Modetel enthält neben vernünftiger Sportkleidung und amüsanten Maskenkostümen exakte Vorschläge über alles, was man vormittags, nachmittags und abends im Hause, in Gesellschaft und auf der Straße trägt. „Die neue Linie“ ist zum Preise von 1.— Mark durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo nicht vom Verlag Otto Beyer, Leipzig.